Vom Niesen.

Der Mensch, der sich unter einem Niesanfall krampfhaft schüttelt, hat immer etwas Komisches an sich. Wenn aber gar diese gewaltsame Ausatmung, hervorgerufen durch eine Reizung der Nasenschleimhaut, kein Ende nehmen will, so findet sich gewiß stets ein boshafter Mensch, der dem Niesenden ein „Prosit!“ zuruft. Dieser Scherz ist übrigens nicht aus unseren Tagen: er ist vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht, und kein geringerer als Aristoteles hat sich schon den Kopf darüber zerbrochen, weshalb gerade dem Niesenden Gesundheit gewünscht wird. Er meinte, das Begrüßen beim Niesen sei nur ein besonderer Ausdruck für die der Nase — als einem der edelsten Teile des Körpers — im allgemeinen gezollte Ehrfurcht und Beachtung. Diese gekünstelte Ansicht wird noch übertroffen von den naiven Erklärungsversuchen einfältiger Legendenschreiber: Da Prometheus um Erhaltung seines künstlichen Menschen fleht, gibt die Statue durch Niesen das erste Lebenszeichen von sich. Jakob bittet, so konstruierten die Rabbinen, die Seele des Menschen möge nicht, wie ehedem, aus seinem Körper entweichen, wenn er niese.

Ein wahrer Nieskultus wurde im vorigen Jahrhundert in Guinea getrieben. So oft eine angesehene Person nieste, warfen sich alle Anwesenden zu Boden, küßten die Erde, klatschten in die Hände und wünschten dem Niesenden alles Glück und Wohlergehen. Wenn der König von Monomotapa nieste, liefen Segensrufe von Mund zu Mund durch die Stadt. Als der Häuptling Guachoya in Florida nieste, neigten auf einmal alle Indianer ihre Köpfe, neigten ihre Arme, schlossen sie wieder und begrüßten ihn mit den Worten: „Die Sonne behüte dich, sei mit dir, erleuchte dich, mache dich groß, schütze dich, begünstige dich, verteidige dich, mache dich glücklich, erhalte dich!“ Die jüdische Niesformel lautet: „Gutes Leben“. Die galizischen Juden sagen: „Nieft man, während man von einem Toten spricht, so ziehe man sich beim Ohr, um vom Toten nicht gerufen zu werden.“

Alle mit dem Niesen verbundenen Gebräuche finden ihre Erklärung in einer alten abergläubischen Anschauung. Man nahm früher an, daß die Seele des Menschen in seinen Körper hinein und aus ihm herausgeht, daß Geister in die Menschen fahren und sie mit Krankheiten heimsuchen. Deshalb muß man sich in Tirol, wenn man gähnt, im Namen der Dreieinigkeit bekreuzen, damit nichts Böses in den Mund kommt. Wenn ein Kind gähnt, muß man ihm drei Kreuze über den Mund machen, so heischt eine Sitte im Erzgebirge. Wenn der Hindu gähnt, muß er mit dem Daumen und den Fingern schnippen und wiederholt den Namen eines Gottes wie Rama aussprechen. Ähnliches gilt bei den Persern und Moslem; sie müssen sogar das Gähnen zu vermeiden suchen, weil der Teufel die Gewohnheit hat, in einen aufgesperrten Mund hineinzuschlüpfen! Die Niesformeln sind also nicht ein willkürlicher und bedeutungsloser Gebrauch, sondern die notwendige Folge eines Prinzips. Am deutlichsten kommt die alte Anschauung von den Geistern, die sich des Menschen bemächtigen und ihn heimsuchen, bei den Sulus im ostindischen Archipel zum Ausdruck. Wenn ein Sulu nieft, sagt er: „Nun bin ich gesegnet. Der Idhlozi (Geist eines Ahnen) ist in mir, er ist zu mir gekommen. Laß mich eilen und ihn loben, denn er veranlaßt: mich, zu niesen.“ In Ostpreußen bedeutet zweimaliges Niesen: Am Montag: beschenkt, am Dienstag: gekränkt, am Mittwoch: geliebt, am Donnerstag: betrübt, am Freitag: großes Glück, am Sonnabend: Mißgeschick, am Sonntag: in Gesellschaft. Ein altdeutscher Rechtssatz besagte, daß ein neugeborenes Kind dann lebensfähig sei, wenn es die vier Wände beschrien und genieft habe.

Aus fernen Zonen

Der japanische Nationalsport. Der Monat Mai bezeichnet den Höhepunkt im sportlichen Leben Japans. Findet doch in diesem Monat das zweite der Jahresturniere des „Sumo“ statt, des nationalen Kampfspieles, das den Lieblingssport aller Schichten des japanischen Volkes bildet. In Tokio, wo das Turnier zweimal im Jahre ausgefochten wird, ist das riesige Amphitheater, das 13 000 Zuschauer faßt, Tag und Nacht bis auf den letzten Platz von Zuschauern besetzt. Die Kämpfe dauern zehn Tage und enden damit, daß der Sieger als Meister der Saison ausgerufen wird. Der „Sumo“ ist ein uralter japanischer Sport. Das erste der Turniere reicht bis zum Jahre 23 v. Chr. zurück. Es ist ein Kampfspiel, für das sich selbst die Kaiser interessieren, und wenn hohe Würdenträger ein Mitglied der kaiserlichen Familie bei sich zu Gaste sehen, so fehlt in dem Unterhaltungsprogramm, das zu Ehren des Gastes aufgestellt wird, niemals ein „Sumo“-Kampf. Die teilnehmenden Kämpfer sind Riesengestalten und von einem Körperumfang, der es bedingt, daß sie nur schwer aneinander herankommen. Nach einigen maskierten Angriffen stürmen die Gegner, die es nicht unterlassen, vorher ein Salzkorn als Glücksbringer zu sich zu stecken, aufeinander los, wobei sich jeder bemüht, den Gegner nicht etwa zu Boden zu werfen, sondern aus dem Kreis, in dem der Kampf stattfindet, herauszudrängen. Oft gelingt es dem Stärkeren, den andern vom Boden aufzuheben und wie ein Bündel über die Umzäunung der Arena zu werfen. Es ist ein Kampf, der ganz auf Listen, Finten und virtuose Handgriffe gestellt ist. Gute Ringer kennen bis zu zweihundert solcher Handgriffe.

Poesie-Album

Treuer Tod.

Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten,
Da zieht er noch vor seines Liebchens Haus,
Nicht ohne Abschied will er von ihr scheiden.
„O weine nicht die Äuglein rot,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Und als er ihr das Lebewohl gebracht,
Sprengt er zurück zum Haufen der Getreuen,
Er sammelt sich zu seines Kaisers Macht,
Und mutig blickt er auf der Feinde Reihen.
„Mich schreckt es nicht, was uns bedroht,
Und wenn ich auf der Wahlstatt bliebe!
Denn freudig geh' ich in den Tod
Für's Vaterland und meine Liebe!“

Und furchtbar stürzt er in des Kampfes Glut,
Und Tausend fallen unter seinen Streichen;
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmut,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.
„Ström' hin, mein Blut, so purpurrot!
Dich rächten meines Schwertes Hiebe;
Ich hielt den Schwur: treu bis in Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe.“

Theodor Körner.

Laßt uns lachen.

„Wenn ich die Töne einer Violine höre, fühle ich immer verwandte Saiten in mir anklingen.“ — „Wieso? Haben Sie denn auch Schafsdärme?“

Arzt: „Na, wie war's vergangene Nacht mit dem Schlaf? Haben Sie meinen Rat befolgt und gezählt?“ — „Ja, ich zählte bis 176 895.“ — „Und dann haben Sie geschlafen?“ — „Nein, dann war es Zeit aufzustehen.“

Frau Professor: „Mit unserm Mädchen ist es wirklich nicht mehr auszuhalten. Da bringt sie wieder den Topf ohne Tee.“ — Professor: „Aber liebe Frau, das wäre ja ein Unding, das wäre ja ein Opf.“

Rätselecke.

Deklinierrätsel.

In der Einheit: Aus dem Mund es tönt und klingt;
Zu der Mehrzahl: Froh der Bursch' sein Ständchen singt.

Anagramm.

In einer dunklen Klause
Leb' ich im tiefen Meer.
Es liebt zum leckern Schmause
Der Feinschmecker mich sehr.
Ein Zeichen mir entferne,
Dann ist's ein Blümchen schön,
Und jeder sieht mich gerne
In seinem Garten steh'n.

Buchstabenrätsel.

Sie wurden mit p einstens göttlich verehrt;
Mit w sind es Dinge, die niemand begehrt.

Scharade.

Seit Jahrtausenden im Ägypterland
Bin ich als heiliger Vogel bekannt.
Drei Strichelchen stelle in mich hinein —
Ein Labsal werd' ich dem Hungernden sein.
Zwei Zeichen fort, zwei andre dafür,
Wandeln wiederum mich in ein Tier.
Der Raubzeuggattung gehört es an;
Als Braten man nimmer es essen kann.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 12. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

(12. Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

In seinem Laboratorium, das noch immer von Neuheit glänzte und blinkte, ging Karl Döring hin und her, von Zimmer zu Zimmer, unruhevoll, mit finsterer Miene, wie ein Mensch, in dem Ärger und Verdruß wüten und kochen. Ab und zu blieb er stehen und musterte zum sovielten Male seine Apparate und Instrumente, besah sie prüfend mit dem Griff und den Augen des Fachmannes, ging dann zu seinem elektrischen Ofen, hob die Decke und schloß sie wieder, schritt ins vierte Zimmer und besah hier die Einrichtungen und ließ sich schließlich auf einen Stuhl fallen, wo er sitzen blieb und gedankenvoll vor sich hinstarrte.

Plötzlich wurde die Eingangstür heftig aufgerissen und eilig und atemlos erschien Adolf Grunau im Laboratorium.

„Sie kommen, sie kommen jetzt“, rief er Döring zu, alle vier! Sie brennen vor Neugierde.“

„Hol' sie der Teufel!“ brummte Döring grimmig.

„Ich habe nichts dagegen“, bemerkte Grunau, „obgleich — na, hören Sie mal, Döring, Sie werden mit den Leuten doch nicht etwa grob sein?“

„Nee, ich werde vor jedem zwei Verbeugungen machen“, höhnte Döring. „Was wollen diese Herren eigentlich hier? Ich bin doch kein Taschenspieler, damit ich ihnen zu ihrem Amüsement Kunststücke vormachen soll.“

„Aber seien Sie doch gerecht“, beschwichtigte Grunau. „Bedenken Sie, diese Einrichtung da hat doch ein ungeheures Geld gekostet, weit mehr, als veranschlagt worden ist. Und die Leute waren doch wirklich nicht kleinlich und nicht knauserig. Sie haben wohl schon das gute Recht, zu sehen, wohin das Geld gewandert ist.“

Döring schwieg. Gegen diese durchaus vernünftigen Gründe ließ sich selbst im stärksten Unmut nicht viel einwenden.

Und es war auch keine Zeit mehr zu weiteren Unterhandlungen. Wieder öffnete sich die Tür, diesmal langsam und ruhig, und in gemächlichem Schritt traten hintereinander vier Herren ein — die „stille Gesellschaft“, die Grunau mit Hilfe von Strecker zusammengebracht hatte.

Jeder der Herren begrüßte Döring mit einem feierlichen Händedruck, und Döring machte in der Tat ein freundliches Gesicht. Durch den Ausdruck seiner lebhaften Mienen, die Treuherzigkeit seiner schönen dunklen Augen schien es beinahe, als freue er sich, diese Herren hier begrüßen zu können.

Sie verstreuten sich in den Räumen, mit den Augen der Unkundigen die vielen Gegenstände betrachtend und anstaunend.

„So viele Apparate, so viele Sachen!“ bemerkte Herr Knorr in seiner langsamen Redeweise. „Werden Sie denn alle diese Dinge brauchen müssen, Herr Döring?“

„Alle!“ antwortete Döring mit steinernem Ernst.

Dann ging Knorr auf den Ofen im dritten Zimmer zu. Er legte die Hand auf die Decke und sagte:

„Das ist nun also die Hauptsache —“

„Achtung!“ rief Döring, „da laufen ganz gewaltige elektrische Ströme. Die können schon ein kleines Regiment umbringen.“

Knorr sprang erschreckt zurück.

„Das sind ja ganz verteufelte Einrichtungen“, brummte er.

Aber er blieb doch in einer gewissen Entfernung vom Ofen stehen. Dieses Zimmer zog ihn ganz besonders an.

„Wie wär's, lieber Döring“, begann er wieder, „wenn Sie uns, wie wir hier versammelt sind, ein ganz kleines Diamantchen vormachten — so für den guten Anfang.“

„Nein, das geht nicht“, sagte Döring bestimmt. „Zu meiner Arbeit brauche ich Ruhe, Sammlung, Kraft und Zeit — viel Zeit. Das kann ich nicht, wenn fünf fremde Herren um mich sind.“

„Na, eine kleine Demonstration könnten Sie uns schon zeigen“, meinte Strecker vermittelnd. „Sie können sich ja denken, daß wir uns für die Sache außerordentlich interessieren. Als Ihre Gesellschafter wollen wir doch wenigstens etwas davon wissen.“

„Gott, einen kleinen Vortrag“, meinte Döring.

„Sie haben ja alles Material hier, nicht wahr?“ bemerkte nun Herr Sponholz in seiner weichen höflichen Art, „Wir haben Geduld und nehmen uns Zeit und wollen Sie bei der Arbeit gar nicht stören. So ein Vortrag ist doch nicht viel . . . ein richtiges kleines Experiment — das hätte einen Zweck.“

„Ich bin auch dieser Meinung“, sagte nun Graf Le Claire in seiner müden Art, aber in einer bestimmten Form, wie ein Mensch, der sich von einer Idee nicht abbringen läßt.

Über das Gesicht Dörings flog eine Wolke tiefen Unmutes.

„Meine Herren, ich bin auf ein solches Experiment nicht vorbereitet“, sagte er etwas erregt. „Die Dynamomaschine arbeitet nicht, ich habe nur Strom aus den Akkumulatoren. Und das, was Sie wünschen, läßt sich durchaus nicht wie eine kleine amüsante Theatervorstellung vorführen.“

Tiefe Stille herrschte einige Sekunden im Raume — es war eine Spannung wie vor einem drohenden Streit. Man sah die Enttäuschung auf aller Mienen, und auch Strecker machte ein Gesicht, das nicht freundlich aussah.

Aber er blieb doch der Einsichtigste. Und wieder suchte er die Gegensätze zu vermitteln.

„Meine Heren“, sagte er, „wir können Herrn Döring nicht zwingen, vor uns ein Experiment im großen Stil zu machen. Er sagt ja, er sei nicht vorbereitet. Er war gewiß der Meinung, daß wir uns nur das Laboratorium ansehen wollten. Aber da wir nun einmal hier sind und wirklich etwas wissen möchten, wollen wir Herrn Döring bitten, uns in kleinerem Maßstabe etwas von seinem Können und unseren Hoffnungen zu zeigen. Kommt was dabei heraus — na, das wäre ja sehr schön. Wird es nichts — dann trösten wir uns heute mit der Zukunft.“

Grunau stand hart neben Döring.

„Seien Sie doch vernünftig", sagte er leise, indem er Döring anstieß.

Döring blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin. Plötzlich verwandelte sich der Ausdruck in seinem Gesicht. Er war wieder der liebenswürdige Mensch, dessen Lächeln und dessen Blick man nicht gut widerstehen konnte.

„Also — es sei, wie Herr Strecker sagte", rief er. „Ich will nur einige kleine Vorbereitungen treffen. Nehmen Sie also einstweilen in den Vorderzimmern Platz. Ich warne Sie aber noch einmal. Es wird lange dauern."

Während die Herren nun, auf das Kommende gespannt, sich langsam nach vorn zurückzogen, öffnete Döring an einem praktikabeln Griff das Oberlicht, so daß das Zimmer, in dem der Ofen stand, einen breiten Spalt in der Decke bekam. Dann begab er sich in das vierte Zimmer, öffnete Behälter und Schubladen, nahm Verschiedenes heraus, brachte es zum Ofen, von dem er die Decke abgenommen hatte, und stellte es dann vorsichtig hinein.

Ja, nun sahen Sie es — sogar die Vorbereitungen dauerten länger, als die neugierigen Gäste erwartet hatten. Sie sammelten sich nun wieder bei dem elektrischen Ofen und verfolgten das Tun Dörings mit jener Art sanften Staunens, mit dem der Laie der Arbeit eines geschickten Handwerkers oder eines Künstlers folgt. Und Döring war jetzt wirklich ganz bei der Sache. Er arbeitete mit fieberhafter Eile. Er schleppte ein schweres, mit Beton ausgelegtes Becken herbei, das er durch einen Schlauch von der Wasserleitung mit Wasser füllte, er holte einige kleinere Apparate, die er in der Nähe des Ofens so niederlegte, daß er sie mit einem kurzen Griff erfassen konnte. Dann eilte er in das letzte Zimmer und traf Vorbereitungen zu einem chemischen Prozeß, der dort an dem zweiten Ofen vor sich gehen sollte.

Schon fingen die Ungeduldigen an, zu bedauern, daß sie Döring zu dieser Arbeit getrieben hatten, die so umständlich war und so viel Zeit zu den Vorbereitungen erforderte, als er plötzlich neben dem Ofen stehen blieb und mit einer heiteren Miene, als wenn er bis zu diesem Moment nur ein müßiger Zuschauer gewesen wäre, in fröhlichem, leichten Ton verkündete:

„Jetzt geht es los, meine Herren!"

Und wie ein Mann, dem die Arbeit nun ein besonderes Vergnügen bereitet, fügte er mit deutlich merkbarer Schalkhaftigkeit hinzu:

„Meine Herren, was ich Ihnen zeigen werde, ist die einfachste Sache von der Welt. Ich werde Ihnen genau alles sagen, was ich tue, damit Sie wissen, wie ich es anstelle. Es ist ja auch notwendig, daß Sie das alles kennen lernen, denn sollte es mir passieren, daß ich plötzlich sterbe, so müssen Sie dann in der Lage sein, die Arbeit in Ihrem Laboratorium nach Belieben selbst fortzusetzen."

Der Spott war deutlich, aber die Herren lachten dazu.

„Nun aber", meinte Döring weiter, und diesmal in ernstem Tone, „Sie wissen, es ist ein Experiment im kleineren Maßstabe. Ich bitte Sie also, keine großen Resultate zu erwarten. Wenig Arbeit kann entweder sehr Geringes, Unbedeutendes, oder auch gar nichts bringen. Und jetzt, meine Herren, Vorsicht, damit Sie sich bei meinen Manipulationen nicht Schaden zufügen."

Aber noch war keine Gefahr vorhanden. Er zeigte den Zuschauern erst, was er tat. Da war ein Kohlentiegel, den er in den Ofen brachte, der Tiegel, in dem der Prozeß vor sich gehen sollte. Dann zeigte er ihnen glänzende Metallstücke, zu denen er die Erläuterung gab, daß es ganz reines Eisen sei, frei von Schwefel, Phosphor und anderen Beimengungen. Nun nahm er vorsichtig einen dunklen Körper in die Hand und sagte:

„Hier, meine Herren, habe ich das Kostbarste, worauf es eigentlich ankommt: den Kohlenstoff. Das ist reine Holzkohle aus Zuckerrohr — an sich eigentlich eine ganz wertlose Sache. Aber dieses völlig wertlose Material ist bei der ganzen Arbeit das Wertvollste. Aus der schmutzigen Kohle wird der geliebte Diamant erstehen. Freilich wissen wir noch nicht, was für Arten von Diamanten bei diesem kleinen Versuch kommen werden. Spannen Sie also Ihre Erwartung so gering als möglich."

Er brachte die Kohle zum Eisen in den Tiegel, rückte hier noch etwas zurecht und rief den Herren zu:

„Achtung!"

Fast in der gleichen Sekunde stürmte eine gewaltige grelle weiße Flamme aus dem Ofen empor, so heftig, so stark, daß alle erschreckt zurückfuhren und geblendet die Augen schlossen. Einzig nur das Zischen und Sausen der riesigen Flamme war zunächst zu hören. Bald aber mischte sich in die Flamme aufwallender Dampf, der aus dem in der furchtbaren Hitze rasch schmelzenden und nunmehr ganz flüssigen Eisen hervordrang.

Plötzlich aber erlosch dieses weißleuchtende Feuer. Mit einer Geschwindigkeit, die nur angeborene Geschicklichkeit und große Übung ermöglicht, riß Döring nun den blendend weißen feurigen Tiegel mit dem wie Wasser flüssigen Metall aus dem Ofen und brachte ihn mit raschen, zielbewußten, kurzen Bewegungen in das mit Wasser gefüllte Becken, aus dem im gleichen Moment unter heftigem Zischen und Knattern breite, starke und heiße Dämpfe emporstiegen.

Das Wasser kochte und wallte und schien in Dampf aufgehen zu wollen. Aber schon ließ Döring frisches Wasser aus der Leitung in das Becken strömen, während das kochende durch eine untere Öffnung abfloß. Dies wiederholte sich einige Male, bis das Eisen zu dunkler Rotglut abgekühlt und zu einer festen Masse erstarrt war.

„Und jetzt, meine Herren", sagte er in seiner launigen Art, „müssen Sie von Ihrer stärksten Geduld Gebrauch machen. Die interessanteste Vorstellung ist vorüber . . . Noch eine kleine Weile, und wir kommen zur Kleinarbeit."

Aber auch diese kleine Weile dauerte wieder einmal recht lange. Denn nachdem die äußere Schicht des Eisens schon abgekühlt war, mußte man wieder beinahe eine Stunde warten, bis Döring erklärte, daß nunmehr auch das Innere des Eisenblocks endlich erstarrt sei.

„Jetzt, meine Herren, müssen wir leider dieses schöne, so neuglänzende Eisen wieder loswerden", bemerkte Döring in seiner leichten Art. „Es ist schade drum, meinen Sie nicht auch? Ich muß es nun in scharfer Säure auflösen, damit wir wieder zu der Kohle kommen."

Und in das letzte Zimmer auf den Ofen zuschreitend, brachte er den Block mit größter Vorsicht in ein Gefäß, in dem er unter sorgfältiger Überwachung diese so strenge, zerstörende Säure erwärmte.

Ja, wenn die Herren nur im voraus besser gewußt hätten, was sie sich da eingebrockt hatten! Sie hatten sich den Prozeß wirklich wie das Kunststück eines Taschenspielers vorgestellt: Eins, zwei, drei! Alles ist getan!

Nun war es bisher so langsam und mühevoll verlaufen . . . jetzt sollte es noch länger, viel länger dauern . . . noch lange, lange Stunden?

„Meine Herren", sagte Döring ironisch, „ich würde Sie gern zum Mittagessen einladen. Da ich aber nicht wußte, daß ich auf längere Zeit die Ehre Ihres Verweilens haben würde, habe ich nichts beim ehemaligen Hoflieferanten bestellt. Es macht mir nun Sorge, wie Sie sich die Zeit vertreiben könnten."

„Wie lange wird es noch dauern?" fragte Strecker.

Döring zuckte die Achseln. „Vielleicht drei, vier oder auch noch fünf Stunden", sagte er, jetzt aber in ernsthaftem Tone.

Die Herren blickten sich verlegen an.

„Ich schlage vor, heimzugehen", sagte Grunau.

„Nun sind wir doch aber da und möchten auch den Schluß sehen", meinte Herr Sponholz in seiner zarten Weise.

„Ganz recht", ließ sich die tiefe Stimme des Herrn Knorr vernehmen. „Ich bin dafür, wir bleiben . . . und . . . wenn die Pausen zu lang sind, machen wir ein kleines Spielchen."

„Womit denn?" fragte Strecker.

„Hier!" antwortete Knorr, ein Spiel Karten aus der Tasche ziehend, „ich bin immer versorgt."

„Sehr gut", bemerkte Grunau spöttisch, „die holde Vereinigung von Technik und Kartenspiel."

Die vier Gesellschafter zogen sich in das erste Zimmer zurück, machten es sich am Arbeitstisch bequem und begannen ihr Spiel in der Weise, daß der vierte Mann, der eine Zeit lang Zuschauer sein, mit einem andern der Reihe nach als Mitspieler abwechseln mußte.

Grunau aber blieb bei Döring und folgte mit unermüdlicher Geduld den Manipulationen, die dieser vornahm.

(Fortsetzung folgt.)

O Jugend!

Skizze von Georg Persich.

(Nachdruck verboten.)

Es war genug, um des Lebens überdrüssig zu sein.

Der Ordinarius hatte ihn wieder vor der ganzen Klasse heruntergemacht und die schwungvollsten und geistreichsten Stellen in seinem Aufsatz als geschwollene Phrasen bezeichnet.

Mit dem Alten — er verstand darunter seinen Erzeuger und Ernährer — konnte er sich auch nicht stellen. Der verstand ihn noch weniger als der Schulmeister und hatte ihn um sein großes Lebensglück gebracht; ihm die Bitte, ihn doch Bildhauer werden zu lassen, abgeschlagen; allerdings erst, als der Onkel Reinhold, der Bildhauer war, sich dahin geäußert hatte, daß nicht das nötige Talent vorhanden sei.

Aber der Onkel Reinhold war ein Künstler der alten Schule und total befangen, und was er konnte, war angelernt. Die genialen Eingebungen eines jungen Feuergeistes, die er selbst nie gehabt hatte, konnte und wollte er nicht gelten lassen. Auf dessen Urteil hätte der Alte also nichts geben sollen.

Man wollte ihn zwingen, ein Brotstudium zu ergreifen, wogegen sich alles in ihm aufbäumte.

Das Schicksal hatte ihm schon am Tage der Geburt nicht wohlgewollt, sonst würde es ihn nicht in diese kleinbürgerlichen Verhältnisse geworfen haben. So klein sie waren, sie waren stärker als er und erdrückten ihn.

Und dann hatte Käte Schmidt schon seinen dritten Brief nicht beantwortet. Sie war philisterhaft erzogen, aber trotz ihres engen Horizonts liebte er sie. Sie war schön, in ihren Augen lag ein ganzer Himmel.

Wenn es schon einen Himmel gab — er verneinte es auf Grund seiner philosophischen Studien und seines eigenen scharfsinnigen Nachdenkens über diese Frage — mußte es wenigstens ein Abglanz davon gewesen sein, was ihm aus ihren Augen entgegengestrahlt hatte.

Ihr Herz aber war, das hatte er nun erkannt, ein richtiges Weiberherz. Die Falschheit wohnte darin und die Treulosigkeit. Was er für einen Bund für Zeit und Ewigkeit gehalten, war ihr nur eine flüchtige Tändelei gewesen.

Sie beantwortete seine Briefe nicht mehr, weil sie die Treue gebrochen hatte. Seit gestern wußte er es sicher. Da hatte er sie mit dem langen Primaner gesehen und beobachtet, wie sie den faden Menschen so anblickte, wie sie früher ihn oft angeblickt hatte.

Sein erster Gedanke war gewesen, den Rivalen zu fordern. Aber da war jenes andere Gefühl über ihn gekommen — der Lebensüberdruß, der Widerwille vor diesem Possenspiel ohne Sinn und Zweck. Er war eben zu sehr Philosoph.

Man kann mit siebzehn Jahren mehr erlebt haben und reicher an Erfahrungen sein als mit siebzig. Alter ist kein Verdienst und besagt gar nichts.

Vor acht Tagen war er siebzehn geworden.

Bei der üblichen Familientafel hatte der Onkel Reinhold die übliche Rede geschwungen — er hörte sich gern reden — und ihn in einem langen Salm ermahnt, sich seiner Jugend zu freuen, mit fröhlichem Herzen jung zu sein, die schönsten Jahre des Lebens zu genießen, wie man einen edlen Wein genießt: nichts davon zu verschütten, ihn nicht in einem Zuge hinunterzustürzen, sondern das volle Glas so zu leeren, daß man die Würze des köstlichen Getränkes, das jedem Sterblichen nur einmal gereicht wird, zeitlebens auf den Lippen, seine Kraft zeitlebens im Blute zu spüren meint.

Die Alten waren gerührt gewesen, ihn hatte das Gerede kalt gelassen. Was wußten sie alle von der heutigen Jugend? Das war damals eine andere Zeit gewesen, ohne innere und äußere Kämpfe. Damals konnte man noch an das Leben glauben, gleißnerische Versprechungen für bare Münze nehmen. Wenn das heute noch welche taten — er war kein solcher Tropf.

Der Herr Professor sollte sich den Kopf kratzen, und das ganze hochwohlweise Lehrerkollegium sollte in Aufruhr geraten. „Warum denn nur? Was hat ihn dazu bewogen? Er war doch ein recht begabter, ein hochbegabter Schüler! Schade, schade!"

Und die Käte sollte einen Schreck kriegen. Der Abschiedsbrief an sie lag fertig da. „Wenn Du diese Zeilen erhältst —" es war eine niederschmetternde Anklage, aber der Stolz, die Größe, mit der er ihr schließlich verzieh, würden sie mit Bewunderung erfüllen, und sie würde schmerzlich bereuen, den Primaner ihm vorgezogen haben.

Und die übrigen —?

Den Abschiedsbrief für die Alten mußte er noch schreiben. Sie sollten sich nicht um ihn grämen, und den Onkel könnten sie auch noch von ihm grüßen.

Er öffnete den Bücherschrank. Im untersten Fach lagen alte Schmöker, die keiner anrührte. Dahinter hatte er den Revolver versteckt. Man konnte ihn doch wieder mal ansehen. Das Allerletzte brauchte ja noch nicht gleich zu sein.

Er schob die Bücher beiseite, nahm einige heraus.

Da war auch ein Photographiealbum, abgenutzt und beschädigt.

Diese Bilder! Diese Vettern und Basen! Und die Leute, die man überhaupt nicht kannte! Was für eine steife, gezierte Haltung sie hatten! Jeder wollte was vorstellen.

Aber vorn steckte auch ein Bild von ihm. Die Mutter hatte sich mit ihm photographieren lassen, als er die ersten Höschen bekommen hatte.

Solch ein blöder Hosenmatz war er gewesen? So dumm hatte er ausgesehen?

Er betrachtete das runde Kindergesichtchen mit prüfenden Blicken. Irgendwie mußte sich die einstige Größe doch schon ankündigen. Na ja, die hohe Stirn! Hinter ihm schlummerte der Geist, der heute die Adlerschwingen regte und den kühnsten Flug nehmen wollte, den man aber an die Kette gelegt hatte.

Wie zärtlich die Mutter auf ihn niedersah! Das war nichts Gemachtes, das nicht! Die Mutter war noch die einzige, an die er glauben konnte.

Er zog das Bild heraus.

Auf der Rückseite stand Geschriebenes. Er erkannte des Vaters Handschrift:

„Ein ganzer Mann soll aus dem Jungen werden!"

Komisch! Sein Alter hatte das geschrieben, sein Vater. Wer dergleichen wollte, mußte doch wohl selbst ein ganzer Mann sein. Er empfand auf einmal Respekt vor diesem Vater.

Die Eltern meinten es jedenfalls nicht schlecht mit ihm. Und sie würden ihn vermissen — bestimmt.

Ein Mann muß dem Leben die Stirn bieten. Sich zu drücken, viel Mut gehörte kaum dazu; zu kneifen, war feige.

Der Professor, die Käte, die Bildhauerei — — bah!

Er hielt das Bild noch in der Hand, als die Mutter hereinkam.

„Wir könnten es eigentlich einrahmen lassen", sagte sie. „Es ist ja noch gut. So klein warst du und bist mir nun schon über den Kopf gewachsen!"

Er drehte das Bild um und zeigte auf die Inschrift.

„Zu einem ganzen Manne muß ich aber noch tüchtig wachsen", meinte er bescheiden. „Ich will nun aber auch immer daran denken und nicht wieder vergessen, was ich noch vor mir habe. Und will an euch denken!"

Mit der Erleuchtung, wie sie nur Mütter haben, verstand sie ihn, und sie zitterte, als sie sich vergegenwärtigte, in welcher Gefahr er geschwebt hatte. Aber sie fühlte nun auch, daß diese Gefahr vorüber war, und küßte ihn auf die Stirn.

Wissen Sie schon?

Die aufgesetzten Spitzen eines Zirkels werden an der Zunge noch als zwei getrennte Punkte unterschieden, wenn sie 1 Millimeter von einander entfernt sind, an der Fingerkuppe in 2 Millimeter Entfernung, am Oberarm und Oberschenkel aber nur mehr in 68 Millimeter Entfernung.

*

Der Gefühlssinn der Haut ist nicht ununterbrochen in der ganzen Haut enthalten; er beschränkt sich auf bestimmte Punkte, die nur für je eine Art von Sinneseindrücken empfindlich sind und voneinander getrennt liegen; in der gesamten Körperoberfläche befinden sich etwa 250 000 Kältepunkte, 30 000 Wärmepunkte, 500 000 Druck- oder Tastpunkte und zwei bis drei Millionen Schmerzpunkte. Diese punktförmigen Sinnesorgane sind in derselben Anzahl schon beim Neugeborenen vorhanden, liegen aber, weil auf einen kleineren Raum zusammengedrängt, näher beieinander; deshalb ist die Haut des Kindes sehr viel empfindlicher als die des Erwachsenen.

*

Glasmasse wurde in Ägypten schon 3000 Jahre v. Chr. hergestellt; eigentlich durchsichtiges Glas wird aber erst im Jahre 719 v. Chr. erwähnt. Glasfenster kannte man im Abendlande wohl zuerst nicht vor dem achten Jahrhundert n. Chr.